

Das
geträumte
LAND

Roman



IMBOLO MBUE

Kiwi

»Und warum ist er gegen die Heirat?«

»Er sagt, er braucht Zeit, um drüber nachzudenken, will es aber deshalb nicht, weil ich arm bin, das weiß ich.«

»Typischer Fall von falscher Klassenzugehörigkeit«, warf Winston ein. »Jende kommt aus einer armen Familie. Die Familie der jungen Dame hat etwas mehr Geld.«

»Aber vielleicht hat der Vater der jungen Lady nicht verkräftet, was passiert ist?«, sagte Bubakar. »Ich meine, wenn man als Vater sieht, wie die eigene Tochter schwanger wird, von der Schule runtermuss und das Kind dann verliert, ist das schon echt hart, *abi*? Ich würde den Typen auch nicht mögen, der meiner Tochter so was angetan hat, egal, ob er aus einer reichen oder einer armen Familie kommt.«

Beide Cousins schwiegen.

»Aber der genaue Grund ist nicht wirklich wichtig«, sagte Bubakar dann. »Ich glaube, die Geschichte ist die beste Chance, dein Asyl durchzubekommen. Als Verfolgungsgrund machen wir die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe geltend. Drum herum spinnen wir, dass du Angst hast, nach Hause zurückzugehen, weil du Angst haben musst, dass dich die Familie deiner Freundin umbringt, damit ihr zwei nicht heiratet.«

»So was passiert vielleicht in Indien«, sagte Winston, »aber nicht in Kamerun.«

»Willst du vielleicht sagen, Kamerun ist besser als Indien?«, entgegnete Bubakar.

»Nein, ich will sagen, Kamerun ist nicht Indien.«

»Das überlass mal mir, Brother.«

Winston seufzte.

»Wann können wir den Antrag abschicken?«, fragte Jende.

»Sobald du mich mit den ganzen Beweisen versorgt hast.«

»Beweise? Was zum Beispiel?«

»Was? Na zum Beispiel dein Haftstrafenregister. Die Geburtsurkunden von den Kindern. Und zwar von beiden. Die Sterbeurkunde der Kleinen. Briefe. Viele Briefe. Von Leuten, die bezeugen können, dass der Alte gesagt hat, wenn er dich wiedersieht, bringt er dich um. Leute, die gehört haben, dass seine Brüder, Cousins und irgendwelche anderen Verwandten gesagt haben, dass sie dich fertigmachen wollen. Außerdem Fotos. Im Grunde alles, was wir von dir, dem Mädchen und ihrem Vater kriegen können. Kannst du mir das besorgen?«

»Ich versuch's«, sagte Jende zögernd. »Aber was, wenn ich nicht genug Beweise auftreiben kann?«

Bubakar schaute ihn leicht belustigt an und schüttelte den Kopf.

»Ach komm schon, Brother«, sagte er, legte den Block und den Stift weg und beugte sich vor. »Muss ich dir das wirklich ausbuchstabieren? Benutz deinen Kopf und stell mir was zusammen, das ich den Leuten da vorlegen kann. Okay? Das ist wie bei dem Typen Jerry Maguire, der sagt ›Her mit der Kohle‹. Die Leute bei USCIS werden auch sagen, her mit den Beweisen. Weil die so ticken bei der Einwanderungsbehörde, die sagen: Her mit den Beweisen! Verstanden?«

Er lachte über seinen eigenen Witz. Winston schnaufte. Jende reagierte überhaupt nicht, er kannte keinen Jerry Maguire.

»Wir müssen denen auf jeden Fall ordentlich was vorlegen, verstehst du? Jede Menge Beweise, egal wie.«

»Wir tun unser Bestes«, sagte Winston.

Jende nickte, auch wenn ihm klar war, dass es schwer werden würde, die Art von Briefen zu beschaffen, die Bubakar wollte. Nenis Vater konnte ihn nicht leiden – das wusste er seit Jahren –, aber der Alte hatte nie gedroht, ihn umzubringen. Also gab es in Limbe auch keine Zeugen dafür. Einen Asylantrag zu stellen, war die beste Chance, im Land bleiben zu können. Er musste sich mit Winston besprechen und herausfinden, was sie tun konnten; Winston würde sicher etwas einfallen.

»Und du bist überzeugt, dass das klappt?«, fragte Winston.

»Ich liefere ihnen überzeugende Argumente«, sagte Bubakar. »Und dann bekommt dein Cousin hoffentlich seine Papiere.«

4.

Sie wollte alles über seinen ersten Arbeitstag wissen, vorher war an Schlaf nicht zu denken. Als sie ihn um die Mittagszeit angerufen hatte, um zu hören, wie sein Tag bislang gelaufen war, hatte er nur kurz gesagt, es würde gut laufen, er könnte jetzt nicht reden, aber es wäre alles in Ordnung. Ihr blieb also nichts anderes übrig, als zu warten, und jetzt, kurz vor Mitternacht, hörte sie ihn endlich an der Tür, ganz aus der Puste von den fünf Stockwerken hinauf zu ihrer Wohnung.

»Und?«, fragte sie und grinste, als er sich auf das abgewetzte Wohnzimmersofa setzte.

»Keine Probleme«, sagte er lächelnd. »Es lief gut.«

Sie holte ihm ein Glas kaltes Wasser aus der Küche und half ihm aus der Jacke, und nachdem er sich für einen kurzen Moment auf dem Sofa ausgeruht hatte, den Kopf zurückgelegt, stellte sie ihm das Abendessen hin und rückte ihm den Stuhl zurecht, damit er es sich am Esstisch bequem machen konnte.

Dann stellte sie eine Frage nach der anderen. Was genau hatte er für die Familie gemacht? Wo hatte er sie hingefahren? Wie sah die Wohnung von den Edwards aus? War Mrs Edwards nett? War ihr Sohn gut erzogen? Kam er jetzt jeden Abend so spät nach Hause?

Er war müde, aber sie ließ nicht locker und überschüttete ihn mit Fragen wie mit Konfetti. Sie wollte unbedingt wissen, wie reiche Leute lebten. Wie sie sich gaben. Wie sie redeten. Wenn sie jemanden anstellen konnten, der sie umherfuhr, dann musste ihr Leben doch echt was hermachen, oder?

»Bitte«, sagte sie. »Erzähl.«

Also erzählte er ihr in den Pausen zwischen den gierigen Bissen, so viel er konnte. Die Wohnung der Edwards war groß und schön; Millionen Dollar schöner als ihre dunkle Zweizimmerwohnung. Vom Wohnzimmerfenster hatte man einen Blick auf die ganze Stadt – ihm war die Kinnlade runtergeklappt, als er das gesehen hatte.

»Chai!«, sagte sie. »Wie muss das sein, wenn man so eine Wohnung hat? Ich würde jeden Tag in die Luft springen und den Himmel berühren.«

Die Wohnung sah aus wie eine dieser Wohnungen von Reichen, die man aus dem Fernsehen kannte. Ganz in Weiß und Silber gehalten, und alles blitzte und blinkte. Er hatte nur wenige Minuten dort verbracht und auf Mighty gewartet, den er zur Schule fahren sollte, nachdem er Mr Edwards zur Arbeit gebracht hatte. Mrs Edwards hatte ihn hinaufgebeten, weil der neunjährige Mighty ihm richtig vorgestellt werden wollte, bevor er von ihm chauffiert wurde.

»Ein lieber Junge, dieser Mighty, und gut erzogen«, sagte er.

»Schön zu hören«, sagte sie. »Ein reiches Kind und gut erzogen.«

Sie wollte fragen, ob Mighty so gut erzogen war wie ihr Liomi, fragte aber nicht; sie hielt es für besser, den Rat, den ihre Mutter ihr vor Jahren gegeben hatte, zu befolgen und ihr Kind nicht mit anderen Kindern zu vergleichen.

»Haben sie nur das eine Kind?«, fragte sie stattdessen.

Er schüttelte den Kopf. »Mighty hat mir von einem großen Bruder erzählt. Er wohnt in Uptown, da haben sie noch eine Wohnung. Er studiert Jura an der Columbia University.«

»Fährst du ihn auch überallhin?«

»Keine Ahnung, vielleicht. Es ist kein Problem, wenn ich ihn auch fahren soll, aber Mighty klang so, als ob der Bruder nicht oft vorbeikommt und Mrs Edwards darum unglücklich ist. Ich hab nicht nachgefragt.«

Sie goss ihm Wasser nach und ließ ihn ein paar Minuten in Ruhe essen, bevor sie mit ihrem Fragenkatalog fortfuhr.

»Und wie sieht Mrs Edwards aus?«, fragte sie als Nächstes.

»Gut«, antwortete er, »so, wie die Frau von einem reichen Mann aussehen sollte. Winston hat gesagt, sie ist eine von diesen Essensleuten –«

»Was für Essensleute –?«

»Leute, die anderen Leuten beibringen, was man isst ... damit sie so aussehen wie sie.« Er nahm sich die Dose Mountain Dew, die sie auf den Tisch gestellt hatte, öffnete sie und nahm einen großen Schluck. »In diesem Land überlegen die Leute die ganze Zeit, was sie essen sollen, und sie bezahlen anderen Leuten viel Geld, damit sie ihnen sagen: Das kannst du essen, das kannst du nicht essen. Wenn man nicht weiß, was man essen soll, was weiß man dann im Leben?«

»Das heißt, sie ist dünn und sieht sehr gut aus.«

Er nickte abwesend; von dem Extra-Pfeffer, den sie an das Hühnchen und die Tomatensoße gegeben hatte, lief ihm der Schweiß übers Gesicht. Er ignorierte sein Schwitzen und nahm sich ein Hühnerbein, riss das Fleisch mit den Schneidezähnen ab und zutschte den Saft aus dem Knochen.

»Aber wie sieht sie aus?«, hakte sie nach. »Komm, *bébé*, Details, bitte.«

Er seufzte und sagte, so genau wüsste er das gar nicht mehr. Nur dass sie ihn im ersten Moment irgendwie an die Ehefrau in *American Beauty* erinnert hätte, einem Film, den sie beide klasse fanden und sich immer anschauten, wenn sie sich in Erinnerung rufen wollten, dass das Leben in amerikanischen Vorstädten ganz schön eigenartig sein konnte und es vielleicht das Beste war, wenn man in friedlichen amerikanischen Großstädten wie New York lebte.

»Wie heißt die Frau in echt?«, fragte er mit vollem Mund, während an seinen glitschigen Fingern die Tomatensoße hinabließ. »Du merkst dir so was immer.«

»Annette Bening?«

»Ja, genau. So sieht sie aus.«

»Dieselbe Augenfarbe und alles? Sie muss toll aussehen, was?«

Er hatte nicht drauf geachtet, ob Cindy Edwards dieselbe Augenfarbe hatte wie Annette Bening.

»Man kann gar nicht wissen, was ihre echte Augenfarbe ist«, sagte sie. »Manche haben bunte Kontaktlinsen, sie können die Augenfarbe ändern, wie es ihnen gefällt. Eine

Frau wie Mrs Edwards kommt aus einer reichen Familie, ganz sicher, die hatte solche Kontaktlinsen schon als Kind.«

»Weiß nicht ...«

»Reicher Vater, reiche Mutter, reicher Ehemann. Die hat sich noch nie Sorgen wegen Geld gemacht.«

Er leckte sich über die Lippen, brach ein Stück Kochbanane auseinander, tunkte es in die Schüssel mit Tomatensoße und schob es sich gierig in den Mund.

Sie beobachtete ihn, belustigt über das Tempo, in dem er das Essen hinunterschlang.

»Und dann, nachdem du Mighty zur Schule gebracht hast?«, fragte sie.

Danach war er zurück zur Wohnung gefahren und hatte Mrs Edwards abgeholt, sie zu ihrem Büro gebracht und dann zu einem Termin in Battery Park City und einem anderen in Soho, hatte sie dann wieder zu Hause abgesetzt und Mighty von der Schule abgeholt und ihn und seine Babysitterin zu einem Gebäude auf der Upper West Side gefahren, wo er Klavierunterricht bekam. Danach hatte er Mr Edwards von seinem Büro zu einem Steakhouse in Long Island gefahren und gegen zehn zurück in die Stadt. Er hatte den Wagen zum Schluss wieder vollgetankt, in der Garage geparkt und den Crosstownbus von der East Side zur West Side genommen. Dann war er im Norden von Manhattan in die U-Bahn-Linie 3 Richtung Harlem gesprungen.

»Weh!«, platzte es aus ihr heraus. »Ist das nicht sehr viel Arbeit für einen Tag?«

Vielleicht, aber war das bei dem Geld, das sie ihm zahlten, nicht auch zu erwarten? Noch vor zwei Wochen hatte er nur die Hälfte von dem verdient, was Mr Edwards ihm zahlte, und da war er auch zwölf Stunden am Tag in einem Livery Cab umhergefahren.

Sie nickte und sagte: »Wir haben großes Glück.«

Er nahm das Glas Wasser und trank einen Schluck.

»Ich habe mal deine fünfunddreißigtausend und meine zehntausend zusammengenommen und alles durchgerechnet«, sagte sie und schenkte ihm nach.

»Wenn wir die Steuern und meine Studiengebühren, die Miete und alles andere bezahlt und auch noch Geld nach Hause geschickt haben, können wir jeden Monat immer noch dreihundert oder vierhundert sparen.«

»Vierhundert Dollar im Monat!«

»So können wir fünftausend im Jahr sparen, *bébé*, wenn wir unser Bestes geben. Zehn Jahre und wir haben genug Geld für eine Dreizimmerwohnung in Mount Vernon oder Yonkers.« Sie beugte sich noch weiter zu ihm vor. »Oder sogar in New Rochelle.«

Er schüttelte den Kopf.

»Irgendwann müssen wir mehr Miete zahlen«, sagte er. »Was glaubst du, wie lange es dauert, bis die Behörden herausfinden, dass Mr Charles einen Hummer fährt, aber eine Sozialwohnung beantragt hat? Wenn die merken, dass wir ihn bezahlen, um hier zu wohnen, schmeißen die uns raus –«

»Ja und?«

»Ja und? Irgendwann müssen wir mehr als fünfhundert für Miete ausgeben. Und dann sind fünfundvierzigtausend für ein Leben in Harlem gar nichts.«

Sie zuckte mit den Achseln: Es war typisch für ihn, immer vom Schlimmsten auszugehen.